

五

Martin Kordić

JAHRE  
MIT  
MARTHA

Roman

Büchergilde Gutenberg

Die Arbeit an diesem Roman wurde gefördert von der Robert Bosch Stiftung, der Kunststiftung NRW, dem Literarischen Colloquium Berlin sowie durch das Kranichsteiner Jugendliteratur-Stipendium. Der Autor dankt für die Unterstützung.

Lizenzausgabe für die Mitglieder  
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,  
Frankfurt am Main, Wien und Zürich  
[www.buechergilde.de](http://www.buechergilde.de)  
Mit freundlicher Genehmigung  
des S. Fischer Verlags, Frankfurt am Main  
© 2022 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Die Gedichte, Verse und Zeilen auf den Seiten 5, 58, 90, 118, 133, 186, 201 und 271 stammen aus: Hertha Kräftner, *Kühle Sterne*, Gedichte, Prosa, Briefe. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Gerhard Altmann und Max Blaeulich. Mit zwei Nachworten. Wieser, Klagenfurt / Salzburg 1997.

Satz: Doerlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: CP1 books GmbH, Leck  
Printed in Germany 2022  
ISBN 978-3-7632-7433-8

*Jedes Seelenbild ist auch ein Weltbild.*

HERTHA KRÄFTNER

# ERSTER THEIL

# 1

Ich sah Martha zum ersten Mal auf dem vierzigsten Geburtstag meiner Mutter. Damals wusste ich nicht, dass sie Martha hieß, ich kannte sie nur als »Frau Gruber«.

Die Geburtstagsfeier sollte unten im Gemeindesaal stattfinden, das war der Keller in unserem Hinterhof. Mehrmals wöchentlich trafen sich dort die Mitglieder des Friedenszentrums für einen Nähkurs oder zum Bibelstudium. Obwohl es von außen nicht erkennbar war, gehörte das Haus einer kirchlichen Gemeinschaft oder einem christlichen Verein, genau weiß ich das nicht. Zwischen vielen anderen braunen Häusern stand es irgendwo in Ludwigshafen.

Mein Vater war hier der Hausmeister und meine Mutter die Putzfrau. Für diese Arbeiten bekamen wir eine Zweizimmerwohnung im Vorderhaus, in der wir mietfrei wohnen konnten: mein Vater, meine Mutter, mein großer Bruder Kruno, meine kleine Schwester Ljuba und unser Wellensittich Lothar, der so hieß, weil Lothar Matthäus der beste Fußballer war.

Hauptberuflich war mein Vater nicht Hausmeister, sondern Bauarbeiter. Er war immer auf Montage. Zusammen mit meiner Mutter verdiente er zwar so viel Geld, dass ich an Klassenfahrten teilnehmen konnte, dafür

habe ich meinen Vater allerdings nur am Wochenende gesehen. Als sein Körper für die Baustelle zu kaputt war und er endlich im Trainingsanzug bei uns im Wohnzimmer saß und Fernsehen guckte, da war ich längst ausgezogen und lebte weit weg in einer anderen Stadt, aber das ist eine Geschichte, die ich später erzählen will.

Damals fand ich das alles ganz normal, und an dem Tag, an dem meine Mutter ihren vierzigsten Geburtstag feierte, da saß mein Vater also in Frankfurt in einem Autokran und versetzte Schalungen für die Bahnsteige des neuen Fernbahnhofs am Flughafen. Mein Bruder machte eine Ausbildung zum Industriemechaniker bei der BASF, saß bei einem Cousin in der Autowerkstatt herum oder spielte Fußball für den FC Croatia Vorderpfalz. Meine Schwester war noch sehr jung. Sie ging in die zweite Klasse oder half meiner Mutter beim Putzen und Kochen. Wenn also unter der Woche in den Räumen des Friedenszentrums etwas repariert werden musste, sprang meist ich als Hausmeister ein. So auch an dem Tag, an dem Martha und ich uns zum ersten Mal begegneten.

Nach der Schule holte ich Ljuba vom Hort ab und half dann meiner Mutter, den Gemeindesaal herzurichten. Wir schoben drei Tische zusammen, legten Plastiktischdecken darüber und breiteten darauf noch echte Häkeldeckchen aus, meine Schwester wischte die Kellertoilette.

Aus unserer Wohnung holte ich silberfarbene Serviertabletts mit Schinken und Käse und trug ein schweres Blech mit selbstgebackenen Süßigkeiten in den Gemeindesaal. Zwei Tage lang hatte meine Mutter alles zusammen mit meiner kleinen Schwester vorbereitet.

»Dann noch die Torte!«, rief sie mir zu.

Und das war der erste ungewöhnliche Moment an diesem Tag. Denn eine Torte bedeutete, dass jemand eingeladen war, der ein feinerer Mensch sein musste als wir, als meine Mutter, meine Tanten, meine Cousinen und die Frauen von der Putzkolonie aus dem Krankenhaus.

»Für Frau Gruber«, sagte meine Mutter. »Die aus Heidelberg.«

Meine Mutter hatte eine Schwarzwälder Kirschtorte gekauft, die ich nun aus dem Kühlschrank holen und anrichten sollte. Meine Mutter backte tagelang mit meiner kleinen Schwester komplizierte Kekse und andere Süßigkeiten, fürchtete aber, Frau Gruber aus Heidelberg könnte unser Essen für minderwertig halten, und kaufte deshalb eine Tiefkühltorte aus dem Supermarkt. Meine Mutter wollte Frau Gruber aus Heidelberg gefallen. Meine Mutter wollte, dass Frau Gruber aus Heidelberg dachte, wir seien gute Ausländer. Meine Mutter war die Putzfrau von Frau Gruber.

Ohne Frau Gruber überhaupt zu kennen, wusste ich genau, dass sie sich gleich auf unseren Schinken und unsere *breskvice* stürzen würde, während ich die noch halb gefrorene Schwarzwälder Kirschtorte essen würde, um meine Mutter glücklich zu machen.

»Liegt Heidelberg nicht eher im Odenwald?«, fragte ich.

Aber als ich feststellte, dass in den Augen meiner Mutter eine große Angst sichtbar wurde, etwas Wesentliches falsch gemacht, etwas von diesem Land auch nach über zwanzig Jahren nicht verstanden zu haben, sagte ich: »Alles gut, Mama, ich liebe Schwarzwälder Kirschtorte.«

Kurz nachdem die ersten Frauen zur Feier erschienen waren, wurde ich in den Hinterhof gerufen. Die Spülung der Kellertoilette funktionierte nicht, und ich sollte sie reparieren. Da ich von Sanitärarbeiten überhaupt keine Ahnung hatte, aber männlich wirken wollte, holte ich den Werkzeugkoffer. Ich klopfte zweimal mit der Wasserpumpenzange auf den Spülkasten, dann noch ein paarmal gegen die Leitung unter dem Becken, damit alle Frauen hörten, dass ich arbeitete, und beschloss dann, das WC für die Feier abzusperren.

»Etwas stimmt nicht mit dem Dichtring«, sagte ich, weil das ein Begriff war, den ich mal bei einem Cousin aufgeschnappt hatte, der als Gas-Wasser-Installateur arbeitete.

Ich schloss die Tür ab, steckte den Schlüssel ein und ging zurück ins Vorderhaus in unsere Wohnung. Damit nicht alle klingeln mussten, schob ich den kleinen Hebel am Türschloss hoch. Die Frauen, die nun im Laufe des Nachmittags zur Toilette mussten, kamen also nach und nach in unsere Wohnung, alle meine Tanten und Cousinen, einige Kolleginnen aus der Putzkolonne im Krankenhaus und schließlich auch Frau Gruber.

Ich erkannte sie sofort.

Frau Gruber hatte echte blonde Haare. Erst dachte ich, sie habe weiße Haare. Dann aber stellte ich fest, dass es eine Mischung aus blonden und weißen Haaren war, woraus ich ableitete, dass sie nicht gefärbt sein konnten. Wie um die Echtheit ihrer Haarfarbe zu unterstreichen, hatte Frau Gruber mitten im Gesicht Sommersprossen, die mir gleich sehr gut gefielen.

Frau Gruber trug eine hellblaue Jeans und einen ausgeleierten Rollkragenpulli, obwohl es draußen schon

recht warm war. Vielleicht, dachte ich, ist es Frau Gruber vor diesem Geburtstagsfest ja ähnlich gegangen wie meiner Mutter. Unsere Schwarzwälder Kirschtorte war ihr ausgeleierter Rollkragenpulli.

»Hallo«, sagte ich.

Frau Gruber erschrak. Sie hatte sich ein wenig bei uns im Flur umgeschaut und nicht gemerkt, dass nur ein paar Meter weiter, am Ende dieses Flurs hinter einem Vorhang, ich auf meinem Bett saß und Zeitung las. Der Vorhang war nur halb zugezogen, der Bereich dahinter war mein Kinderzimmer.

»Hallo«, sagte Frau Gruber. »Ich suche die Toilette.«

»Direkt hier«, sagte ich und zeigte auf die Tür vor meinem Bett.

Frau Gruber kam auf mich zu. Sie blieb vor mir stehen und winkte mir.

Ich winkte zurück.

Dann ging Frau Gruber an mir vorbei auf die Toilette, und ich schaute ihr auf den Hintern.

Eine ganze Weile passierte nun gar nichts. Ich las weiter in meiner Zeitung und schrieb mir Wörter, die nach Bildung und Schlaueit klangen, Wörter, deren Bedeutung ich damals noch nicht kannte, auf kleine Pappkarten. Als ich überlegte, welche Zeitung ich als nächste von meinem Stapel nehmen wollte, und schließlich nach der Wochenzeitung griff, in der die Spalte mit der Schachaufgabe abgedruckt war, fiel mir auf, dass Frau Gruber noch immer nicht aus der Toilette herausgekommen war. Ich hörte auch kein Geräusch.

»Ist alles in Ordnung, Frau Gruber?«

Keine Antwort.

»Frau Gruber?«

»Ja.«

»Ist alles okay?«

»Könntest du vielleicht dort weggehen?«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich kann nicht, wenn du da vor der Tür in deinem Bett sitzt.«

Ich sprang auf und ging den Flur entlang, drehte mich dann aber doch noch einmal um.

»Ich heiße Jimmy!«, rief ich, obwohl das nicht stimmte.

»Ich bin in der Küche!«

Nur zwei Minuten später war auch Frau Gruber in der Küche. Ich saß auf der Eckbank, sie stand vor der Mikrowelle. Frau Gruber hatte einen roten Kopf und entschuldigte sich bei mir. Ich hatte einen roten Kopf und entschuldigte mich bei ihr.

Auch viele Jahre später noch erzählten wir uns dieses Kennenlernen immer wieder neu und mussten gemeinsam darüber lachen. Damals jedoch war es uns beiden furchtbar peinlich gewesen. Martha war es peinlich, weil sie sich verkrampft und spießig fühlte, und mir war es peinlich, weil ich Frau Gruber aus Heidelberg in so eine unangenehme Situation gebracht hatte.

Bis zu jenem Tag hatte ich einfach noch nie jemanden kennengelernt, der ein Problem damit gehabt hatte, direkt neben meinem Bett pinkeln zu gehen.

## 2

Meine Geschichte will ich erzählen, weil ich glaube, dass wir uns mehr Geschichten erzählen sollten über uns in diesem Land. Möglicherweise hat mein Leben einige Überschneidungen mit den Leben anderer, die wie ich Kinder sind von Eltern, die irgendwann einmal hierherkamen und sich an nichts festhielten als an ihren Körpern und an ihren Träumen. Mir selbst will ich meine Geschichte erzählen, weil ich die Irrwege meines jungen Erwachsenenlebens in eine Dramaturgie sortieren will, die auf ein versöhnliches Ende zusteuern soll.

Einige Wochen nach unserer ersten Begegnung trafen Frau Gruber und ich erneut aufeinander. Es war zu Beginn der großen Ferien. Ich hatte lange geschlafen und war dann die Papiercontainer in der Innenstadt abgegangen. Anschließend ging ich weiter Richtung Rathaus-Center und fand mitten auf dem Gehweg eine Brieftasche.

Als ich sie aufmachte, sah ich sofort die vielen Scheine. Es waren 438 Mark und 73 Pfennig darin. Außerdem ein Personalausweis von Dr. Helmut Otto, Visitenkarten von Dr. Helmut Otto, Kreditkarte, Führerschein, Briefmarken, ein Zettel, auf dem eine Telefonnummer notiert war. Dr. Helmut Otto war Rechtsanwalt und seine Kanzlei nur zwei Straßen weiter am Lutherbrunnen.

Auf dem Weg dorthin dachte ich darüber nach, das Geld herauszunehmen und das Portemonnaie einfach in den Briefkasten zu werfen, aber in einem Zeitungsartikel mit der Überschrift »Ihr gutes Recht« hatte ich davon gelesen, dass einem Finder in Deutschland fünf Prozent Finderlohn zuständen, und weil ich die Briefftasche ja in eine Anwaltskanzlei bringen würde, dachte ich, die wüssten das sicherlich auch.

Die Kanzlei war in einem Gebäude mit viel Platz, viel Luft, viel Glanz und einem Empfangstresen. Ich ging zu der Frau, die dort saß, und überreichte ihr die Briefftasche.

»Die habe ich gefunden«, sagte ich. »Die gehört dem Herrn Otto. Der arbeitet hier.«

»Wie nett von dir. So etwas Ehrliches«, sagte die Frau. »Danke. Ich gebe ihn weiter.«

Ich blieb stehen und schaute die Frau an. Die Frau schaute mich an. Dann hielt sie mir eine Glasschale hin, die mit Schokolinsen gefüllt war.

»Greif rein«, sagte sie.

Und ich griff hinein, obwohl ich Schokolinsen nicht mochte. Mit einem Mal hatte ich Angst vor dieser Frau. Ich hatte Angst vor dem vielen Platz, vor der vielen Luft, vor dem vielen Glanz, ich kam mir klein und unbedeutend vor. Ich *war* klein und unbedeutend.

Wenn ich heute daran zurückdenke, ist mir vor allem in Erinnerung, dass ich mich ärgerte. Nicht darüber, dass ich keinen Finderlohn erhalten hatte, sondern darüber, dass ich nicht klug genug war, eine verbale Auseinandersetzung führen und für mich entscheiden zu können. Ich wollte bestehen können in dieser Welt mit viel Luft und viel Glanz. Ich wollte einer werden, den man nicht

herumschieben kann. Ich wollte einer werden mit Verstand.

Ich war bereit, alles dafür zu tun.

Am Rathaus-Center war immer etwas los, und es gab viel zu gucken. Die unterschiedlichsten Menschen kamen hier zusammen. Arbeitslose Alkoholiker, die auf arbeitslose Alkoholiker schimpften. Junge Mütter, die mit anderen jungen Müttern zusammensaßen und ihr Leid teilten. Aber auch viele, viele Menschen, die in den vielen, vielen Geschäften einkaufen gingen.

Ich setzte mich an einen stillgelegten Brunnen und blätterte in den Zeitungen und Magazinen, die ich aus den Papiercontainern geangelt hatte, suchte nach einer Schachaufgabe. Für Kruno hatte ich eine Fernsehzeitung eingepackt, in der das Programm noch drei Tage lang gültig war, für Ljuba ein paar Pferdehefte und für mich selbst die letzten drei Ausgaben einer Wochenzeitung und sogar eine britische Zeitschrift von vor ungefähr einem Jahr. Auf der Titelseite stand »*Farewell, Diana*«, und darunter waren William und Harry am Tag der Trauerfeier zu sehen. William hatte den Blick auf den Boden gerichtet. Harry hingegen schaute irgendwohin. Es sah so aus, als suchte er dort, wo er hinguckte, das passende Gefühl für den Tod seiner Mutter.

William und Harry waren ungefähr so alt wie Kruno und ich.

Weil es mir in der Sonne zu heiß wurde und es am Brunnen nach Abfall roch, packte ich die Zeitungen wieder in den Rucksack und spazierte durch das Rathaus-Center.

Erst ging ich in den Elektronikmarkt. Dort war in ei-

ner Ecke ein Fernseher aufgebaut, an dem man ein neues Videospiel ausprobieren konnte. Leider spielten an beiden Gamepads schon andere Jungs, die wohl auch den ganzen Tag lang nichts zu tun hatten. Ich blieb ein paar Meter hinter ihnen stehen und schaute ihnen zu. Die Geschwindigkeit des Rennspiels war atemberaubend. Ich versuchte, mir einige Tricks abzuschauen, für den Fall, dass ich selbst einmal Gelegenheit haben sollte, das neue Spiel auszuprobieren.

Ich ging weiter in die Musikabteilung. Auf einem Tresen standen dort CD-Player, mit denen man sich Musik anhören konnte. Ich hörte mir dort sieben Mal »Dirty Diana« von Michael Jackson an. Ich hatte das Lied selbst, sowohl auf Kasette als auch auf CD, aber hier, mit diesen Kopfhörern, der erstaunlichen Klangqualität, konnte ich die Atmung viel besser hören.

Michael Jackson war kein Mann, er war keine Frau, er war ein Schwarzer Mensch, er war ein *weißer* Mensch, er war arm, und er war reich, er war alles gleichzeitig. Ein geschlagenes Kind und der König des Pop, ein Mann mit Lederjacke und eine Frau im Bodysuit.

Wenn ich Michael Jackson sah, spürte ich die Möglichkeit einer Welt, in der jeder sein kann, wie er will und was er will. Allein diese Idee gab mir Kraft, und hier in dem Laden konnte ich mit den Kopfhörern also die Atmung viel besser hören. Die Atmung gab den Rhythmus vor, die Atmung bestimmte, wie ein Körper sich zu dieser Musik zu bewegen hatte.

Ich schlenderte weiter durch das Rathaus-Center, passierte den McDonald's, in dem ich meinen neunten Geburtstag gefeiert hatte. Jedes Mal, wenn ich an diesem

McDonald's vorbeiging, wurde mir flau im Magen. Der Kindergeburtstag hatte meine Mutter sehr angestrengt, was wiederum mich sehr angestrengt hatte, was wiederum dazu geführt hatte, dass ich abends mit Fieber im Bett lag und die Junior-Tüte auskottzte, was wiederum dazu geführt hatte, dass ich an meinem neunten Geburtstag sehr traurig eingeschlafen war.

Erst vor einem Sportladen blieb ich wieder stehen. Im Schaufenster stand ein lebensgroßer Pappaufsteller von Michael Jordan. Mit einer Hand balancierte er einen Basketball auf dem Zeigefinger, mit der anderen Hand präsentierte er den neuen Jordan-Schuh. Es war der Air Jordan XIII. Ein Schuh wie aus einer anderen Galaxie.

Gerade als ich hineingehen wollte, weil ich den neuen Jordan unbedingt mal anfassen wollte, sah ich ein paar Meter hinter dem Pappaufsteller eine Frau auf dem Boden knien, die einem Mädchen auf dem Fuß herumdrückte. Es war Frau Gruber. Ich machte sofort einen Schritt zur Seite und versteckte mich hinter dem Werbeaufsteller. Als ich erneut hervorschaute, streichelte Frau Gruber dem Mädchen gerade über den Kopf. Das Mädchen musste Frau Grubers Tochter sein. Es umarmte seine Mutter.

Frau Gruber sprach mit einem Verkäufer und nickte ihm zu. Zu dritt gingen sie zur Kasse. Die Tochter war ungefähr im Alter von Ljuba, und in diesem Alter hätten wir niemals neue Schuhe bekommen. Ich ging schnell rüber in einen anderen Laden und schaute mir Sonnenbrillen an einem Drehständer an. Dann kamen sie. Hand in Hand verließen Frau Gruber und ihre Tochter das Geschäft. Sie bummelten.